

JANA SEIDEL
Mich gibt's übrigens
auch für immer



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Tanja ist eine ewig Zweifelnde. Sie hat unzählige Studiengänge abgebrochen und sich über Nebenjobs fast in jeder Branche ausprobiert. Nur in einem Bereich läuft es bestens: Sie lebt mit dem perfekten Mann zusammen. Aber ist der attraktive und charmante Anwalt Hrithik vielleicht sogar zu perfekt für sie? Diese Frage beschäftigt sie ab dem Moment, in dem er ihr einen formvollendeten Heiratsantrag macht – und ihre spontane Reaktion zu ihrer eigenen Überraschung ganz anders ausfällt, als sie es sich in ihren Träumen immer ausgemalt hat: Sie möchte weglaufen. Sollte sie die Panikattacke vielleicht als Anlass nutzen, sich die entscheidenden Fragen über das eigene Leben zu stellen? Und ist eine Hochzeit nicht der Zeitpunkt, an dem man sich als Halbwaise mit dem Spät-Hippie-Vater ausgesöhnt haben sollte? Nur, wo lebt der jetzt eigentlich? Hat er womöglich seinen Lebenstraum von einer Kommune in Indien wahrgemacht? Schließlich beschließt Tanja genau dort die Antworten auf all ihre Fragen zu suchen, und zwar nicht allein. Natürlich ist ihre beste Freundin Juli mit von der Partie, und die beiden erleben eine turbulente Reise, an deren Ende Tanja tatsächlich ein wenig erleuchtet ist, was ihre Wünsche, Hoffnungen und Zukunft angeht.

Autorin

Jana Seidel wurde 1977 in Hannover geboren. Nach ihrem Studium in Kiel volontierte sie bei einer Tageszeitung. Anschließend schrieb Jana Seidel zwei Jahre als freie Journalistin für diverse Medien. Mittlerweile lebt sie in Hamburg und arbeitet in einer Zeitschriftenredaktion.

Außerdem von Jana Seidel bei Goldmann lieferbar:

Über den grünen Klee geküsst (47332)
Eigentlich bin ich eine Traumfrau (47637)

Jana Seidel

Mich gibt's übrigens
auch für immer

Roman

GOLDMANN



Verlagsgruppe Random House fsc-0100
Das fsc®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Originalausgabe Dezember 2012
Copyright © 2012 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.
Umschlaggestaltung und Umschlaginnenseiten:
UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: FinePic®, München; Getty Images/
The Image Bank / Dougal Waters
MR · Herstellung: Str.
Satz: IBV Satz- u. Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47815-6

www.goldmann-verlag.de

Was soll man sagen, wenn der Mann, mit dem man den Rest seines Lebens verbringen möchte, einem endlich die entscheidende Frage stellt? Ich meine natürlich die H-Frage! Wenn man sich diesen Moment davor schon monatelang ausgemalt hat. Und, wenn man ehrlich ist, eigentlich schon als Mädchen davon geträumt hat. Gut, damals hatte man vielleicht noch ein genaueres Bild von dem Kleid, das man tragen, als von dem Mann, der neben einem stehen würde. Schließlich kannte ich Hrithik da noch gar nicht. Seinetwegen ist der Sahne-Baiser-Traum in meiner Vorstellung einem knallbunten Sari gewichen. Das sage ich ihm lieber nicht, denn er ist längst so eingedeutscht, dass er den ganzen Ethno-Kram kein bisschen mag.

Hrithik ist mein umwerfender Freund mit indischen Wurzeln. Er ist witzig, schlau, nett, attraktiv und – nein, er ist kein IT-Spezialist, sondern Anwalt. Er ist also ganz offensichtlich perfekt. Und ich liebe ihn trotzdem.

Was also sagt man so einem Mann, wenn er einen fragt, ob man ihn heiraten möchte? Klingt wie eine rein rhetorische Frage. Mir ist es aber tatsächlich gelungen, den perfekten Moment absolut und unwiderruflich zu vermasseln.

Vielleicht hätte er sich ja auch einfach nur verkneifen können, mir den Antrag ausgerechnet unter einem Weihnachtsbaum zu machen. Das wäre für manch eine sicher der Gipfel der Romantik – mit all den Kerzen und dem Bling-Bling zwischen den grünen Zweigen. Für mich verkörpert der schmucke Christbaum aber den Horror

schlechthin. Was soll ich sagen?! Manche Menschen haben eine Phobie, was Fahrstühle angeht, andere fürchten sich vor Schlangen, und ich bekomme Atemnot, wenn ich einen Weihnachtsbaum sehe. So ist das eben. Das konnte Hrithik nicht wissen, weil ich es ihm nie gesagt hatte. Wozu auch? Wie hätte ich denn ahnen sollen, dass ein Mann, der – zumindest auf dem Papier – Hindu ist, auf die Idee kommt, mir ganz stolz ein so überflüssiges Stück meines Kulturguts zu präsentieren. Und das am Vormittag des Heiligabends, noch bevor ich meinen ersten Kaffee intus hatte. Nicht, dass ich ihm da jetzt einen echten Vorwurf machen will ...

Bevor ich es vergesse: »Oh, äh ... ich weiß nicht«, war übrigens die klägliche Antwort auf die Frage aller Fragen.

»Wie meinst du das?«, hat er mich verwirrt gefragt und überrascht geblinzelt.

Ich weiß nicht, was ich meinte. Ich weiß ja noch nicht einmal, was ich denken oder fühlen soll.

»Du siehst aus, als hätte ich dir gerade eine Ohrfeige verpasst. Eigentlich habe ich dich aber gefragt, ob du mich heiraten willst. Was hast du denn?«

Um mich herum hat sich alles gedreht. Als er mir an die Schulter greifen wollte, habe ich ihn angefaucht. »Setz mich doch nicht so unter Druck!« Und bin aus der Wohnung gestürzt. Wenn ich also sage, ich habe es vermasselt, dann meine ich: Ich habe es so richtig vermasselt.

Wenigstens irre ich jetzt nicht ziellos umher, auch wenn es sich genauso anfühlt. Wie eine Schwachsinnige schlittere ich über Glatteis zu dem Altersheim, in dem ich auch an diesem Tag arbeite. Wie so oft bin ich zu spät dran und nun auch noch völlig aufgelöst. Mit allem hätte ich an diesem Tag gerechnet, nur nicht mit einem Antrag unter Weihnachtsgrün.

Ich dachte ja, Hrithik wären die Feiertage vollkommen egal. Schließlich kann für ihn das Christkind kaum mehr Bedeutung haben als für uns Ganesha, der Elefantengott mit dem Riesenrüssel. Dabei weiß ich wirklich nicht, warum ich so bescheuert reagiert habe. Ich meine, ich liebe diesen Mann und ich WILL meine Zukunft mit ihm verbringen ... Zu blöd, dass ich ihm das so nicht gesagt habe.

Jetzt wäre es sicher sehr hilfreich, so eine abgeklärte, freundliche Mutter zu haben, die gleichzeitig auch die beste Freundin ist. Die könnte ich fragen, warum ich so ein Problem aus etwas Wunderbarem mache. Sie würde mir eine dampfende Tasse heiße Schokolade reichen. Und während die süße Flüssigkeit meinen Körper von innen wärmt, würde ihre behagliche Mütterlichkeit meine Welt wieder in Ordnung bringen. Mit einem weisen Lächeln würde sie mein Haar tätscheln und so etwas sagen, wie: »Ach, Schatz, wie schwer du dir das Leben machst! Was spricht denn dagegen, einen Mann zu heiraten, den du über alles liebst? Einen Mann, mit dem du ohnehin den Rest deines Lebens verbringen möchtest.«

Schade nur, dass ich diese Mutter nicht habe. Meine wurde von einem riesigen Weihnachtsbaum in einem Kaufhaus erschlagen, als ich sechs Jahre alt war. In ihrer Einkaufstasche fand man einen Plüschhund. Ich habe den Hund natürlich sofort erkannt, als man ihn uns zeigte. Es war das Kuschtier, das ich mir so brennend zu Weihnachten gewünscht hatte. Zwei Dinge wurden mir in diesem Moment schlagartig klar. Erstens: Es gibt keinen Weihnachtsmann – sonst hätte der Hund wohl kaum in der Einkaufstasche meiner Mutter gelegen. Und zweitens: Ich bin Schuld an ihrem Tod, weil sie nie in dem Kaufhaus gewesen wäre, hätte sie nicht meinen Wunsch

erfüllen müssen. Mein Vater hat mir den Hund als Erinnerung an meine Mutter gegeben, und ich habe diesen Beweis für mein Vergehen heimlich in Nachbars Garten verbuddelt, damit ich ihn nie wieder ansehen muss. Wenn mich jemand nach ihr fragt und ich wohl oder übel erwähnen muss, dass sie tot ist, deute ich immer eine schwere Krankheit an. Zum einen fällt es mir schwer, über die genauen Umstände zu sprechen, zum anderen möchte ich meine Zuhörer nicht in Verlegenheit bringen. Die entsteht automatisch, wenn man von jemandem erzählt, der auf diese irgendwie absurde Art gestorben ist. Das habe ich ganz schnell gelernt. Bei Erwachsenen, vorzugsweise bei meinen Lehrern, löste die Auskunft immer ein kurzes hysterisches Auflachen aus, das sie sofort mit einer Hand vor dem Mund erstickten. Sie konnten ja nichts dafür. Wenn Schock und Aberwitz sich paaren ist so eine Zwerchfell-Hysterie eine ganz normale Reaktion – mir geht es ganz genauso, wenn ich von Menschen lese, die sich von der Golden Gate Bridge stürzen, unten angekommen erleichtert sind, dass sie doch überlebt haben und dann von einem Weißen Hai gefressen werden. Oder der Typ, über den ich mal in der Zeitung gelesen habe, der an seinem Durchfall so verzweifelt ist, dass er ihn mit einem Betoneinlauf stoppen wollte und dabei über den Jordan ging. Deswegen erspare ich meiner Umwelt lieber die Details. Die Zuhörer können dann ganz automatisch auf routinierte Beileidsbekundungen zurückgreifen.

Meine besten Freunde wissen natürlich Bescheid, aber es hat sich nie die Gelegenheit ergeben, Hrithik einzuweihen. Als es mit uns angefangen hat, wollte ich ihn nicht gleich mit der »Sache« konfrontieren. Und später wäre es mir komisch vorgekommen, die Geschichte zwischen

romantischem Abendessen und Kuschneln auf dem Sofa unvermittelt aus dem Hut zu zaubern.

Weil er nicht wusste, dass es ein Weihnachtsbaum war, der meine Mutter getötet hat, und dass ich diese Dinger seither nicht mehr ertrage, ist es verständlich, dass er dachte, man könne mir mit einem grünen, nadelnden Ungeheuer eine Freude machen. Schließlich würde so ein Baum bei den meisten wohl die Erinnerung an fröhliche Kindheitstage zwischen Apfel, Nuss und Mandelkern und unbeschwertem Konsumwahn wecken. Als man noch glaubte, keine Kreditkarte müsse für die seligen Gaben glühen, sondern ein weißbärtiger, alter Typ mit roter Kapuze werfe sie von seinem Rentierschlitten aus in die Schornsteine braver Kinder.

Ich schüttele mich. Durch die Kälte klären sich meine Gedanken leider so weit, dass ich alles, was gerade passiert ist, noch einmal wie in einem Film beobachten kann.

Hrithik bewies mit den goldenen und weißen Kugeln, die er für den Baum ausgesucht hatte, echten Geschmack. Liebevoll hängte er sie an die Zweige, während ich im Badezimmer so verzweifelt nach Luft schnappte, als würde ich gerade ohne Training einen Viertausender besteigen. Als ich mehrmals tief geatmet und die Zimmertür geöffnet hatte, lag mir das »Ich muss dir etwas sagen« wirklich schon auf der Zunge. Mein Vorhaben wurde aber jäh unterbunden von seinem »Ich möchte dich etwas fragen«. In dem Moment hatte ich keinerlei Vorahnung. Seine Worte kamen mir bloß wie eine merkwürdige Verdrehung meiner eigenen Gedanken vor. Das war der Moment, in dem alles begann, wie in einem Nebel zu verschwimmen. Ich ließ mich von ihm apathisch auf einen Hocker platzieren. Direkt neben den Baum, an dem echte Kerzen brannten. Es

lief auch romantische Musik, weihnachtliche Chorgesänge, als er sich vor mir hinkniete, meine Hand nahm und mir die ganze Zeit unverwandt in die Augen sah, während er sagte: »Tanja, ich habe keine Ahnung, was in meinem Leben noch alles passieren wird, aber ich weiß genau, dass ich es nur mit dir erleben möchte. Also werde meine Frau. Und wenn ich dafür konvertieren und jedes Jahr einen Weihnachtsbaum schmücken muss.« Bei den letzten Worten zwinkerte er mir schelmisch zu. Er dachte vermutlich, ich wirke deshalb so verwirrt, weil ich vor Freude schlicht überwältigt war. Ich hielt die Luft weiter an. Irgendwo tief im Innern war ich das auch, aber das irre Gefühl wurde von etwas Ungutem so sehr überlagert, dass es nicht ganz durchdringen konnte. Ich hatte wirklich schon das eine oder andere Mal darüber fantasiert, das »Ja« schon Dutzende Male in Gedanken gehaucht. Ein läppischer Weihnachtsbaum – das war doch nur die Umgebung in diesem wichtigen Moment. Die sollte doch wirklich keine Rolle spielen bei einer Entscheidung, die das ganze restliche Leben bestimmt.

Ich bin ungeheuer wütend auf mich. Schließlich nimmt man in seinem Leben nur ein einziges Mal einen Heiratsantrag an. Wenn es gut läuft. Und wenn man ihn tatsächlich annimmt. Dies ist also meine Erinnerung für die Ewigkeit ... Wenn der Beginn des langen, gemeinsamen Lebens schon doof anfängt ... Ich könnte mir in den Hintern treten.

Ich weiß gar nicht, wie ich Hrithik wieder unter die Augen treten soll. Er wird zu Recht stocksauer sein. Wer wird schon gerne ohne sinnvolle Erklärung sitzen gelassen, wenn er gerade einen Antrag gemacht hat. Bestimmt denkt er, ich hätte kalte Füße bekommen. Verdammt. Ich brauche einen wirklich tollen Plan, wie ich das wiedergutmachen kann. Männer würden in solchen Fällen wohl je

nach Gehaltslage zu Blumen, Pralinen oder Juwelen und einer mündlichen Entschuldigung greifen, aber was machen eigentlich Frauen, wenn sie etwas verbockt haben? Falls es da irgendwelche Standards gibt, kenne ich sie nicht. Bis mir etwas Gutes einfällt, schreibe ich erst mal Peter, Juli, Toni und Louisa, meinen vier besten Freunden, per SMS frohe Weihnachtswünsche und versuche, mich vorerst auf meinen Job zu konzentrieren. Immerhin sind dies doch die Dinge, die bleiben, selbst wenn Hrithik nun nie wieder etwas mit mir zu tun haben will.

Was den Job angeht, ist die Aussicht auf eine lange gemeinsame Zukunft, die jede Beziehung überdauert, allerdings eher niederschmetternd. Meine Schichten in der Küche und der Cafeteria im »Drei Rosen« ist eine schlecht bezahlte, wenig fordernde Aufgabe. Obwohl es sich um ein echt teures Nobel-Altersheim handelt. Wirklich beschweren kann ich mich nicht: Ein paar der alten Leutchen habe ich richtiggehend ins Herz geschlossen, so dass ich das ein oder andere Mal schon freiwillig eine Stunde länger geblieben bin. Ich mag es, mit den Bewohnern über ihr Leben zu quatschen, mein Leben und bisweilen auch mal über die politische Weltlage (»Früher war alles besser«). Mit diesem Bonus sollte ich aber auch nicht langfristig planen. Schließlich werden diese Menschen irgendwann demnächst – wohl eher demnächst als irgendwann – abtreten. Ein trauriger Gedanke. Manchmal bin ich ganz erschüttert davon, dass uns jeden Tag unzählige Lebenswelten abhandenkommen und man gar nichts dagegen unternehmen kann. Alles, was die Toten gesehen, gedacht und sich erträumt haben – einfach dahin, bis in alle Ewigkeit. Man müsste ein Denkarium haben, so wie Professor Dumbledore in der Harry-Potter-Serie, in dem man die Gedanken und Bilder von jedem

speichern kann, der bereit ist, sie herauszurücken. Das geht ganz einfach, man muss sich nur eine silbrige Flüssigkeit durch Körperöffnungen wie Ohren, Mund oder tiefen Fleischwunden aus dem Gehirn ziehen.



Ich knipse das Licht in der Cafeteria an. Sie hat vier Stunden täglich geöffnet. Meist stehe ich ohne Verstärkung hinterm Tresen. Bei gerade mal dreißig Bewohnern kommen nie sehr viele Gäste zur gleichen Zeit. Wenn die Cafeteria schließt und ich wie heute eine Doppelschicht bekommen habe, ackere ich danach noch drei Stunden in der Küche, damit alle pünktlich ihr Abendessen bekommen. Erschrocken fahre ich zusammen, als ich plötzlich Lothar Turban an einem der Tische sitzen sehe. Im Dunkeln war er ja unsichtbar gewesen. Lothar Turban ist ein echt harter, ungeselliger Brocken. Man sieht ihn nie in Gesellschaft, und selbst die neugierigen älteren Damen haben es aufgegeben, um seine Aufmerksamkeit zu buhlen. In der ersten Zeit hat er uns, dem Personal, immer die Tablett mit Essen an den Kopf geworfen, die wir ihm gebracht haben. Einer der Vorzüge eines Nobel-Altersheims ist es nämlich, dass man nicht mit allen anderen im Saal speisen muss. Wer mag, kann sich das Essen aufs Zimmer bringen lassen. Die wenigsten nutzen das. Erstens, weil man sich den Speisesaal eher wie ein schickes Restaurant als wie eine Kantine mit fahler Beleuchtung vorstellen muss. Zweitens fühlen sich die meisten ohnehin einen Großteil des Tages einsam und freuen sich über Gesellschaft. Wir bieten immer zwei vollständige Menüs an, um es den Bewohnern leichter zu machen. Aber sie können auch einen Tag vorher je-

den x-beliebigen Essenswunsch äußern, den wir dann erfüllen. Dankenswerterweise sind die meisten bequem und fechten keinen Wettstreit um kulinarische Kreativität aus. Sie kreuzen einfach eines der beiden Menüs an. Nicht so Lothar Turban. Weder möchte er mit den anderen speisen, noch wollte er anfangs ein Menü wählen. Deswegen mussten wir auf blauen Dunst testen, was ihm schmecken könnte – und die Folgen waren oft schmerzhaft. Wer hat schon gern heiße Erbsensuppe in den Haaren. Zum Glück habe ich dann herausgefunden, dass er Rouladen einfach nicht widerstehen kann. Die habe ich ihm vorgesetzt und bin seither von tätlichen Angriffen verschont geblieben. Ja, ich bilde mir sogar ein, dass seither etwas Wohlwollendes in seinem Grollen steckt und er gar kein so übler Kerl ist. Deswegen tut es mir leid, dass er an Weihnachten ganz allein hier sitzt. Auch wenn sie mir nichts bedeuten, weiß ich doch, dass diese Tage für die meisten Menschen eine Zeit sind, in der man sich nach heimeliger Geborgenheit und seinen Lieben sehnt. Und mag die Familienharmonie noch so aufgesetzt sein, die meisten fühlen sich darin wohler als so ganz allein in einer dunklen Cafeteria. Lothar hat zwar einen Sohn, aber den habe ich hier noch nie gesehen. Keine Ahnung, ob ihm das wirklich etwas ausmacht. Er sieht aus wie sonst. Im Gegensatz zu anderen Bewohnern nutzt er das Alter nicht, um sich auch äußerlich gehen zu lassen. Ich verstehe diejenigen, die sich keine Mühe mehr mit ihrer Kleidung geben. Die Wahrscheinlichkeit ist einfach zu gering geworden, dass morgen der Traummann an die Tür klopft oder das ganz große Abenteuer beginnt. Die hat Turban vermutlich auch nicht, dennoch trägt er ein Halstuch mit Paisley-Muster in Grün- und Rottönen, ein hellblaues Hemd und darüber ein gut sitzendes waldgrünes

Jackett. Was umso absurder ist, wo er doch der Einzige ist, der jeden zwischenmenschlichen Kontakt meidet. Für wen gibt er sich so viel Mühe?

Der »Gentleman« unterbricht meine Gedanken rüde. »Ich dachte, die Cafeteria öffnet um 15 Uhr? Ich will einen Kaffee«, bellt er in meine Richtung, während ich den Tresen vorbereite, die von der Frühschicht vorbereiteten Kuchen und Kekse in der Vitrine drapiere und die Kasse einschalte. Gut, ich gebe zu, manchmal fällt es mir schwer, das Wohlwollende in seinem dreisten Gebaren zu sehen. Aber vielleicht will er mit der bissigen Art ja nur seine tief empfundene Einsamkeit überdecken oder so. Womöglich ist er nur so knurrig, damit die Leute denken, er sei allein, weil er es so will. Nicht etwa, weil sich niemand für ihn interessiert. Könnte doch eine Frage des Stolzes sein. Genau, er ist nämlich eigentlich ein ganz lieber Mensch. Ommm ...

»Nun, wir öffnen ja auch um 15 Uhr«, sage ich freundlich.

»Es ist 15.01 Uhr. Wenn Sie da noch weiter rumhantieren, glaube ich nicht, dass Sie den ersten Kaffee vor 15.15 Uhr ausschenken. Sie haben ja noch nicht mal die Maschine eingeschaltet.«

Seufzend schlurfe ich zu dem mörderschicken Kaffee-Vollautomaten und wiederhole innerlich mein »Jeder Mensch hat eine gute Seite«-Mantra. Den Vollautomaten bräuchten wir eigentlich gar nicht, aber er passt halt so gut zur schicken Einrichtung. Statt fieser Klappstühle gibt es in dieser Cafeteria dunkelbraune Ledersessel im Chippendale-Stil. Die Milchdüse der Maschine musste ich bislang kein einziges Mal reinigen, weil keiner hier den aufgeschäumten Quatsch will. Unsere Bewohner sind alle über siebzig und trinken stinknormalen Kaffee mit einem

Spritzer Milch aus dem Kännchen und ein paar Zuckerwürfel. Auch wenn sie alle Geld haben, ist die Starbucks-kultur viel zu spät für sie über den Ozean geschwappt. In besonders extravaganten Momenten trinken die Damen vielleicht mal einen Espresso. Im Gedenken an die Italienurlaube, in denen Kellner mit ihnen flirteten, die sicher schon gar nicht mehr unter den Lebenden weilen. Schweigend hantiere ich weiter herum, während Turban missmutig jede meiner Handbewegung beobachtet. Ich versuche ihn zu ignorieren. Ich habe heute echt größere Probleme und muss mich von dem Stinkstiefel nicht aus der Ruhe bringen lassen.

Die Tür öffnet sich, und herein tritt Lilly. Strahlend winke ich ihr zu. Meine Rettung. In Lillys Nähe ist schlechte Laune schlicht unmöglich. Jedes der vielen Fältchen in ihrem Gesicht ist ein Lachfältchen – deswegen wirkt sie damit viel jünger und eher apart als alt. Wie Lothar hebt sie sich durch ihr Äußeres von der Masse ab. Sie gibt sich immer noch Mühe – und das mit Erfolg. Nie versucht sie Altersspuren mit zu viel Make-up zu übertünchen, was andere Damen ihres Alters oft lächerlich aussehen lässt. Alles schön dezent! Sie färbt ihr Haar immer noch sorgfältig in dem goldblonden Ton, den sie früher von Natur aus hatte. Nur ihre Kleidung ist wie immer auffallend. Früher muss sie ein echt heißer Feger gewesen sein. Sie trägt ein fließendes violette, elegantes Kleid mit schwarz bestickter Borte am Halsausschnitt. Sie hat mir mal erklärt, dass sie es für eine Frage der Höflichkeit halte, andere nicht zu langweilen – auch nicht mit öden Klamotten. Nun ja, sie war mal Schauspielerin. Sie weiß halt, wie die Bühne funktioniert.

»Nicht die verrückte alte Schachtel«, zischt Turban so

laut, dass die so Bezeichnete es garantiert gehört hat. Eigentlich heißt »die verrückte alte Schachtel« übrigens Gerda. Weil sie den Namen aber ihr Leben lang schrecklich fand, gönnt sie sich hier endlich den Luxus, sich bei ihrem Lieblingsnamen Lilly rufen zu lassen. Der passt auch viel besser zu ihr. Ich verstehe, warum manche sie für verrückt halten. Aber ich glaube eigentlich nicht, dass sie es ist. Es ist aufregend, sie zu beobachten. Sie wirkt immer irgendwie amüsiert, sogar wenn sie mit sich allein ist. Mit blitzenden Augen sitzt sie da, immer ein wenig unruhig fahren ihre Finger Spuren auf dem Tisch nach. Gelegentlich kichert sie scheinbar grundlos wie ein Schulmädchen. Wie gerne würde ich in solchen Momenten in ihren Kopf gucken können. Ich vermute, dass darin ein so überwältigender Wirbelsturm an verquerten Gedanken tobt, dass sie ihn kaum halten kann. Deswegen kann sie auch nicht verhindern, dass ihre Reaktion auf eine besonders heitere Idee nach außen sichtbar wird. Also ist sie vielleicht doch ein wenig verrückt, wenn man damit nur meint, dass sie etwas neben der üblichen Spur läuft.

Sie schwebt in meine Richtung und wirft mir eine ausgelassene Kuschhand zu. »Fröhliche Weihnachten, Tanja. Wieso arbeitest du an einem Tag wie diesem?«

»Ich arbeite immer an Weihnachten. Das Fest bedeutet mir nichts.« Ich bin sogar froh über jede Ablenkung an den grauenhaften Feiertagen, die mich immer an das Ende unseres Familienlebens erinnern, ergänze ich innerlich.

»Und deinen Freund hast du an so einem Tag ganz alleine zu Hause sitzen lassen?«

Ich schlucke.

»Oh, oh ... schwieriges Thema?«

Ich nicke vorsichtig.

»Das renkt sich schon wieder ein. Zu Weihnachten werden alle immer ein wenig merkwürdig. Dann zanken sie, und zu Neujahr ist es Schnee von gestern. Manche haben allerdings auch immer schlechte Laune.« Sie deutet lächelnd auf Turban, der uns übel gelaunt fixiert. Ich zwinkere ihr zu und lasse sie in dem Glauben, zwischen Hrithik und mir gäbe es nur eine alberne, klitzekleine Verstimmung wegen nicht zugeschraubter Zahnpastatuben.

Mittlerweile ist der Kaffee für Turban fertig. Mit einem verschwörerischen Grinsen schnappt sich Lilly die Tasse. »Den bringe ich ihm.«

Ich kann sie schlecht aufhalten, obwohl mir Fürchterliches schwant. Lilli stellt den Kaffee mit einem kleinen Knicks vor Turban ab. So weit, so gut.

»Fröhliche Weihnachten, Lothar.« Ohne Vorwarnung küsst sie ihn auf den Mund. Lieber Himmel! Wie gerne würde ich mich in diesem Moment schamhaft unter dem Tresen verstecken. Aber man hört gar keinen Laut von Lothar, dabei hatte ich schon mit einem handfesten Wutanfall gerechnet. Ihn außer Gefecht zu setzen, kann auch wirklich nur einer Lilly gelingen. Zumindest vorübergehend. Mit leichter Verspätung versteht er leider doch, was ihm gerade widerfahren ist. In der Sekunde davor lag es wohl nur so weit jenseits seiner Vorstellungskraft, dass er es nicht glauben konnte. Er springt unvermittelt auf, als sei er nicht etwa von Lilly geküsst, sondern von einem wilden Löwen gebissen worden. Bei der abrupten Bewegung kippt sein Stuhl polternd um. Kräftig fährt er sich mit dem Handrücken über die Lippen und schnappt nach Luft. Sehr theatralisch! Ich muss grinsen. Eigentlich wären sie ein ideales Paar. Mir fallen sonst keine zwei Menschen ein, die andere so gut aus der Fassung bringen können. Wenngleich ihre

Methoden sich doch sehr unterscheiden. Wird der eine von Dauerzorn angetrieben, kommt die andere nicht gegen ihren kindlichen Übermut an.

»Ach, hab dich nicht so, Lothar«, sagt sie mit einer erhabenden, abwinkenden Geste. »So oft wird dir das nicht mehr passieren.«

Sie kommt wieder an den Tresen, während Lothar immer noch dasteht und ihr stumm nachsieht.

Sie streckt mir triumphierend den erhobenen Daumen entgegen.

»Was war das?«, frage ich vorsichtig.

»Och, ich habe mir gestern eine Liste gemacht mit hundert Dingen, die ich noch erledigen möchte, bevor ich sterbe. Einen fremden Mann zu küssen, stand ganz oben. Er war nicht gerade begeistert, oder? Früher waren die Männer dankbar für meine Küsse.« Sie seufzt schwer.

»Und was steht sonst noch auf dieser Liste?«, frage ich amüsiert und besorgt zugleich.

»Das wirst du schon sehen«, entgegnet sie mit geheimniskrämischer Miene, die fürchterliche Missetaten andeutet. Auweia. Gut, dass ich hier nicht Vollzeit arbeite.

»Gleich kommen Johann und Oscar. Sehe ich gut aus?«, fragt Lilly. Die strahlende Diva wirkt plötzlich unsicher. Sie hängt an ihren Kindern und Enkeln. Erwidert wird ihre Zuneigung aber eher nicht. Wer sich hier umsieht, könnte befriedigt glauben, das Klischee »reich, aber einsam« träfe voll zu. Ich vermute eher, die anderen können sich nur einfach eine solche Einrichtung nicht leisten, in die man seine Eltern halbwegs guten Gewissens abschieben kann. Die Kinder von Lilly – sie hat einen Sohn und eine Tochter – tauchen selten auf. Wenn, dann lamentieren sie immer über die Verschrobenheiten ihrer Mutter und sehen

zu, dass sie schleunigst wieder wegkommen. Johann, ihr Sohn, und Josie, ihre Tochter, teilen sich Lillys Haus seit deren Auszug und bewohnen es gemeinsam mit ihren Familien. Ich denke, sie haben einander verdient. Eigentlich sind sie harmlose, verkrampfte Spießer, soweit ich das bei ihren kurzen Cafeteria-Aufenthalten feststellen konnte. Nur gegen Johanns kleinen Sohn Oscar habe ich eine echte Abneigung. Ein feister Gierschlund mit bösen Zügen. Ich bin mir nahezu sicher, dass er Frösche seziert, ins Bett nässt und als berühmter Prostituiertenmörder in die Geschichte eingehen wird. Ich weiß, so etwas Grausames darf man über einen Achtjährigen eigentlich nicht sagen. Aber wer ist denn noch nie einem Kind begegnet, bei dessen Anblick er an der angeborenen Unschuld des Kleinen gezweifelt hätte? In Wahrheit haben doch sicher die meisten schon mal ein Gör getroffen, das man allzu gerne stellvertretend für die Eltern übers Knie gelegt hätte. Hinterher schämt man sich natürlich ganz furchtbar für diesen Gedanken. Und natürlich würde ich nie ein Kind schlagen. Und meist haben solche Kinder ja auch noch furchtbar selbstgerechte Eltern – vielleicht können die Kleinen ja doch nichts dafür, dass sie so sind. Die stolzen Erzeuger schauen einen sofort vernichtend an, wenn man nicht vor Glückseligkeit juchzt, nur weil der Sohnmann einem gerade herzhaft gegen das Schienbein getreten hat. Ganz ähnlich wie selbstgerechte Kampfhundbesitzer, die auch nie verstehen, dass man den Sabber ihres reizenden »Der tut keinem was«-Familienmitglieds mit einem angewiderten Gesichtsausdruck von seiner Wade wischt.

Oscar hat mir mal ein Bein gestellt, als ich gerade ein Tablett voller Kaffee getragen habe. Als ich gestolpert bin und den ganzen Kaffee verschüttet habe, hat ihm wohl gedäm-

mert, dass er die Art von Mist gebaut hat, für die es Ärger geben könnte. Blitzschnell ist der raffinierte Rotzlöffel zu seinem Vater gelaufen und hat unter künstlichen Tränen behauptet, ich hätte ihn mit dem heißen Kaffee verbrüht. Und schon war er das Opfer. Verpetzen kann man so einen Mistkäfer natürlich nicht, deswegen habe ich mich stoisch vom besorgten Vater und der Heimleitung anschauen lassen. Oscar hat strahlend dabei zugesehen. Ich dachte schon, er würde gleich auch noch juchzend in die Hände klatschen. Seither verfinstert sich meine Miene bei seinem Anblick immer ein wenig. Ich vermute, sein Vater hält mich deshalb für eine kinderfeindliche und damit auch gesellschaftliche Totalversagerin. Kinder sind doch schließlich die Zukunft, nicht? Und deren Eltern haben immerhin schon etwas für unser aller Rentenkonto getan, indem sie Spermie und Eizelle gekonnt aufeinanderprallen ließen. Und was habe ich bisher für die Gesellschaft getan? Nichts! Ich schaffe es ja nicht mal, den Heiratsantrag meines Freundes anzunehmen.

Und da höre ich doch schon den süßen kleinen Oscar zetern. »Müssen wir wirklich zu Oma?«

Besorgt schaue ich zu Lilly. Sie sieht für einen kurzen Moment betroffen aus, fängt sich aber sofort wieder.

»Weißt du«, hat sie mir mal anvertraut. »Menschen, die lieben, sind glücklicher als solche, die geliebt werden.«

Dann muss Lilly wohl einer der glücklichsten Menschen der Welt sein. Denn sie hat ein echt großes Herz, und ich habe aus ihrem Mund überhaupt noch nie ein böses Wort über einen anderen Menschen gehört.

»Ich will so einen Schokoladenweihnachtsmann«, kräht Oscar mich an.

»Der kostet einen Euro«, sage ich knapp, erwidere seinen

herausfordernden Blick und mache keine Anstalten, ihm einen Weihnachtsmann zu geben.

»Ich erledige das«, sagt Johann genervt. »Aber sag schön erst mal Hallo zu Oma.«

Der korrupte Knabe setzt ein gieriges Lächeln auf und geht zu Lilly. »Hallo, Oma.«

Sie streichelt ihm freundlich übers Haar. Mit leicht zusammengekniffenen Augen schmiegt sich Oscar kurz an sie und versucht dabei, den Blick seines Vaters aufzufangen, als wolle er sagen: »Sieh her, dafür sind doch wohl mindestens zwei Weihnachtsmänner drin.«

Johann schiebt mit einem Espresso für sich und dem Weihnachtsmann für seinen Sohn ab. Mich hat er kein einziges Mal angeguckt. Vielleicht ist er mir immer noch böse. Vielleicht sind Servierer in seinem Weltbild auch nur ein sprechender Teil des Mobiliars. Weil die Jungs sich mit Lilly an den Tisch direkt vor meinem Tresen setzen, muss ich alles mit anhören.

»Elke und Josie haben mich gebeten, mit dir zu reden.« Elke ist seine Frau. Leicht verlegen schiebt Johann seinen Teelöffel auf dem Tisch hin und her. Oscar hat derweil seinen Weihnachtsmann mit einem Biss geköpft und guckt nun gelangweilt die beiden Erwachsenen an.

Ich strecke ihm die Zunge raus, woraufhin er hektisch am Ärmel seines Vaters zupft. Aber der hat zu meinem Glück gerade Besseres zu tun.

»Wir machen uns Sorgen.«

Die Familie sorgt sich um Lilly? Das sind ja mal ganz neue Töne!

»Weshalb denn nur?« Genau wie ich hat Lilly keinen blasen Schimmer.

»Wenn das so weitergeht, fliegst du hier noch raus. Und

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Jana Seidel

Mich gibt's übrigens auch für immer

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47815-6

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2012

Auf immer und ewig?

Tanja ist eine ewig Zweifelnde. Nach zehn abgebrochenen Studiengängen und ungezählten Nebentraumjobs, hat sie ihren Platz immer noch nicht gefunden. Nur in einem Bereich läuft es bestens. Sie lebt mit dem perfekten Mann zusammen – ihr indischer Freund Hrithik ist erfolgreich, klug und einfach umwerfend. Warum also verspürt sie einen deutlichen Fluchttrieb, als er ihr einen formvollendeten Heiratsantrag macht? Tanja muss endlich die Antworten finden, die sie sucht, und zwar schnell. Denn Hrithiks intrigante, langbeinige Exfreundin wartet nur darauf, ihren Platz einzunehmen ...